

Zeitschrift: Adelbodmer Heimatbrief
Band: 8 (1955)

Artikel: Sigmund Gustav König : Pfarrer von Adelboden von 1875 - 1881
Autor: Bärtschi, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1063259>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sigmund Gustav König

Pfarrer in Adelboden von 1875 - 1881

von Alfred Bärtschi.

Während des 19. Jahrhunderts war das Pfrundhaus in Adelboden nicht minder als von fünfzehn Pfarrfamilien bezogen, die häufigen Vertretungen nicht gerechnet. Die geringe Besoldung, die der Geldentwertung nicht angeglichen worden war, die Abgelegenheit des Tales und zeitweilig unerfreuliche Zustände in der Gemeinde erschwerten den Prädikanten ihre Arbeit. „Kaum begrüßt, gemieden!“ gilt für etliche ihrer Seelenhirten. Rufen wir uns ihre Namen ins Gedächtnis. Samuel Rudolf Stoß dankte nach dem Abergang ab. Er fühlte sich durch den Eid, den er den gnädigen Herren in Bern geschworen hatte, an das alte Regiment gebunden, und er zog es vor, sein Amt niederzulegen, statt den neuen Herrschern nach ihrem Wohlgefallen zu reden. Das hinderte ihn nicht, diesen gegenüber seine Lohnansprüche zähe geltend zu machen.

Samuel Rubi trat mit Christian Eggars Tochter Susanna von Adelboden in den Bund der Ehe. Länger als die meisten andern Geistlichen hielt er der Gemeinde die Treue, bis ein Schlag, der ihn auf der Kanzel getroffen, am 6. April 1817 seinem Leben ein Ende machte.

Der Bündner Luzius Heinrich von Igis machte seinem Stand wenig Ehre und mußte wegen Ehebruch abberufen werden.

Unter dem beliebten Gottlieb Rudolf Henzi erbaute Zimmermeister Christian Hari das heute noch benutzte Pfrundhaus. Vermutlich hofften die Kirchgenossen, ihn durch dies namhafte Opfer behalten zu können. Er aber tauschte die Stelle mit

Gottlieb Samuel Zimmerli und zog nach Leizigen. Zimmerli ist einer der wenigen Pfarrer, die hier in Adelboden begraben wurden. „Starb an Altersschwäche“, meldet der Totenrodel. Den ganzen Winter 1825/26 betreute Vikar Rudolf Heß die Kanzel, bis sich der junge Johann Losenegger zur Auebernahme bereit fand und vierzehn Jah-

re lang ausharrte. Seine Frau Lisette Dennler von Bleienbach mag ihn veranlaßt haben, nach Lotzwil umzuziehen.

Ebensolang, bis 1854, blieb Friedrich Gerwer, eine treue, etwas ängstliche Seele von konservativer Art, der unsern Burgerrodel in gewissenhafter Weise anlegte und die Dokumente zur Geschichte der Talschaft, soweit sie ihm zugänglich waren, sammelte. Der ungestüme Radikalismus der allmächtigen Brüder Rieder hat wohl dazu beigetragen, daß Gerwer nach Boltigen hinüber wechselte und dem Freidenker Rudolf Kocher Platz machte, der im Manuskript „Meine Pilgerfahrt“ seine Kämpfe und die Zustände im Adelboden mit gewandter Feder schilderte, die Sage vom Geißbuben, der unser Tal entdeckt haben soll, in Verse kleidete und später sich noch mit Wehmut an seinen hiesigen Aufenthalt erinnerte.

Albrecht Friedrich Gruber, sein Verweiser, hielt es sechs Jahre, sein Nachfolger, Johann Albrecht Hürner von Thun, ebensolang aus. Als Lehrer Ludwig Allenbach am Nervenfieber gestorben war, sprang Hürner im Innerschwand als Stellvertreter ein. Damals, heißt es in einem Bericht (Taschenbuch für Schweiz. Geistliche 1902), sei Adelboden der Fremdenindustrie noch nicht tributär geworden. Während des Sommers 1869 nahm sich alt Prof. Friedrich Zyro der Gemeinde an, lebte an der noch unverfälschten Mundart wohl und ließ zu Gunsten der Wassergeschädigten vom 30. Juli seine vier in Adelboden gehaltenen Predigten drucken. Der Helveter Friedrich Matthys blieb vier, Albert Baumgartner, ein besonders redebegabter und kraftvoller Prediger und prächtiger konservativer Dickschädel, bloß zwei Jahre. Sein Nachfahr wurde Sigmund Gustav König. Als er uns verließ, amteten Prof. Dettli und der Frutig-Pfarrer Karl Stettler aushilfsweise. Mit allen hundertdreißig Stimmen der anwesenden Kirchgänger wurde 1881 der junge Arnold Straßer, Bruder des Gletscherpfarrers Gottfried, Seminardirektors Walter und Prof. Hans Straßers, berufen, der 1893, bloß fünfunddreißigjährig, in Sigriswil starb. Sein Sohn ist Prof. Otto Erich Straßer, heute Pfarrer an der Friedenskirche in

Bern. Hermann Bay überbrückte das Interregnum während des Winters 1884/85, bis Rudolf Räz, später in Trachselwald und Wangen a. d. A. seine jugendliche Kraft neun Jahre lang der Gemeinde schenkte. In unvergesslicher Erinnerung stehen der ältern Generation noch die Predigten der beiden Brüder Gottlieb Samuel und Theodor Gotthold Jöhner.

Der erstere beeindruckte die Hörer besonders durch sein Temperament und seine Gemütstiefe, der zweite, jüngere, mit seiner Gelehrtheit und Geistesfülle. Beide nahmen sich des Schulwesens kräftig an. Dem heute noch lebenden Otto Gelpke winde ich ein besonderes Ehrenkränzlein für seine unermüdliche Seelsorge an Alten und Kranken unter schweren persönlichen Umständen. Abgesehen von Johann Rudolf Ernst (1735/58 in Adelboden) ist keiner so lange hier geblieben seit der Reformation. Gottlieb Nyseler, der Missionar an der Goldküste, kam von schwarzen Heiden zu weißen Christen, und wie er die ersten nie vergessen konnte, so zehrte an ihm in Eriswil und zuletzt an seinem Schmerzenslager in Oberburg beständig ein Heimweh nach Adelbodenluft, und oft sprach er davon, wie sehr man ihn dort mit Liebe verwöhnt habe. An Herrn Pfarrer Paul Wildi hatte die Gemeinde nichts auszusetzen als seinen unbewiebten Stand, während der jetzt amtierende Herr Pfarrer Hans Schädelin im Oktober 1948 als glücklicher Familenvater seinen Einzug in unserm alten Pfrundhaus hielt. —

Sigmund Gustav König, ds chly Chünigli, wie er hier genannt wurde, entstammte einer angesehenen burgerlichen Bernerfamilie. Der Großvater Samuel Abraham bekleidete das Amt des Spitalverwalters, der Vater, Dr. jur. Wilhelm König, Fürsprecher, verfügte bei seinem Tode zwar nicht mehr, wie einstens, über ein Vermögen von 300 000 Fr. und war mit Cäcilia Rosina von Sinner vermählt. Sigmund Gustav wurde 1838 als drittes von sieben Kindern geboren. Sein älterer Bruder Wilhelm Rudolf ist als gewiegter Zeitungsschreiber unter dem Namen Dr. Bäri stadtbekannt gewesen. Wes Geistes Kind dieser Kanzlist der Eidgenössischen Justizdirektion war und warum er — wenigstens zeitweilig — mit Sigmund

Gustav, dem Pfarrer, nicht auskam, mag ein von ihm eingerücktes Inserat vom 11. August 1876 erklären: „Ich empfehle mich den Herren Amtsnotarien, meiner bei der Errichtung von Testamenten nicht zu vergessen, die in ihren letzten Willensverordnungen für Heiden und Heidenkinder Vermächtnisse aussetzen, mich und meine Familie für kleinere, lieber aber noch größere Legate gefälligst in geneigte Erinnerung zu bringen.“ Zwei Brüder wanderten nach Amerika aus, die Schwester Esther, das Schatzkind des Hauses, war später gelähmt, Max, der Arzt werden wollte, starb früh, Cecile verheiratete sich mit Lehrer J. R. Wildi.

Von sich selber schreibt Gustav: „Meine früheste Jugendzeit war durch beständige Krankheiten gezeichnet. Allen Umgangs mit andern Knaben, der muntern Spiele und lauten Lebenslust meiner Geschwister entbehrend, hütete ich das Zimmer und mein Rasenplan war der Mutter Teppich. Ja, in die Schule ging ich zuerst nicht mit Knaben, sondern um meines schwachen Körpers willen mit Mädchen. Bließ mir hievon unverkennbar ein linkisches Benehmen für die Lebenszeit, so habe ich doch Ursache für die Führung in jenen, meinen ersten Tagen, insbesondere Gott zu danken. Während mein Körperchen litt, boten die Eltern der Seele Nahrung. Lange ehe ich lesen und schreiben lernte, führten sie mich ins Reich der Poesie, die Mutter zumal in religiöse Begriffe ein... Gefiel mir ein Gedicht besonders wohl, so sagte ich, das wolle ich — wenn ich groß sei — auch machen... Meine Eltern erinnern sich, daß ich im fünften Jahr Gedichte wie Schillers Handschuh und Körners Schwerthlied nach einmaligem Vorlesen auswendig wußte... Die Mutter hatte zwar selbst, wie ich später ersah, den Geist des Christentums damals nicht erfaßt. Gebildet in der Pestalozzischen Erziehungsanstalt zu Overdon, führte sie ein Gemisch von Rationalismus und Pantheismus ins Feld, das mich durchaus nicht befriedigte. Von Christo redete sie lediglich als von einem weisen Lehrer und edeln Vorbild — sie wußte es nicht besser —, von Gott dem Vater stets als vom „lieben“ Gott. Sie betete häufig mit mir aus Gellerts Liedern, so wie (Gebete) aus einem Buch, betitelt „Selitha“. Sie sagte jedes

Mal, wenn sie des Abends ein Lied vorgesagt und mich hatte nachsprechen lassen: „Nun mußt du auch aus dem Herzlein beten.“ Da antwortete ich denn oft: „Ich weiß wohl, um was ich den lieben Gott bitten will, aber ich kann es nicht sagen.“ Sie wollte aber keine Entschuldigung vom Nichtkönnen gelten lassen und sagte: „Was man weiß, das kann man auch aussprechen.“ Und ich kniete auf ihrem Bette und stammelte meine Wünsche vor Gott. Seit mich die Mutter also beten lehrte, versäumte ich, so viel mir bewußt, nicht einen einzigen Tag das Einzelgebet, auch nach der allerärtesten Sünde und bei der größten Lauheit der Gedanken nicht.

Ich liebe meine Mutter darum, daß sie mich beten lehrte, mehr als um alles andere, was sie an mir getan, und wo ich eines kleinen Kindes habhaft werden kann, trachte ich, es beten zu lehren.“

„Lautere Milch des Evangeliums“ genoß der Elementarschüler bei einem Herrn Wenger. „Stets kränklich und von den Schulgenossen häufig verspottet und geschlagen, gab ich mir (in der Realschule) alle Mühe, meine Lehrer zufrieden zu stellen. Aber meine unsaubere Handschrift, die Abschwächung des Gedächtnisses und die geng und geben Betrügereien in der Klasse, vor denen ich einen gründlichen Abscheu hatte, erschwertes mir das Schulleben ungemein.“ Unter den vielen Werken, die er wie besessen las, beeinflußten ihn Schiller und Salzmann am vorteilhaftesten. „Des neuen Religionslehrers, des Herrn Helfer Schädelin Worte trafen mich vom ersten Tag an. Ich meinte damals das Herz sei getroffen, es war aber einstweilen der Verstand. Besonders weiß ich mich einer Stunde zu erinnern, wo ich nicht begreifen wollte, daß der Mensch zuerst „selig“ und dann „heilig“ werde und er in einem umständlichen Zwiegespräch mich von der Wahrheit seines Satzes zu überzeugen suchte, das er endlich mit den Worten abbrach: „Überzeugen kann ich dich heute nicht, hoffe aber, du werdest die Sache später einsehen.“ Ein ander Mal wollte ich nicht zugeben, daß ich von Natur geneigt sei, Gott und meinen Nächsten zu hassen, aber in liebevoller Beweisführung überzeugte mich Herr Schädelin aufs deutlichste davon..“

„Dieser Mann gibt die rechte Speise“, urteilte der Konfirmand von seinem Unterweisungslehrer, dem Pietisten Eduard von Wattenwyl, einem der Gründer des Seminars Muristalden. Dessen tief-schürfender Einfluß bewog König zum Theologiestudium. . . „Auch unter den ungünstigsten Auspizien“ — versichert er — habe er diesen Entschluß „nicht einen Augenblick bereut, wiewohl ihm der Hausarzt noch auf dem Todbett davon abriet und aus ihm einen Mediziner machen wollte.“ Unter erschütternden Seelenkämpfen rang er sich zum Konfirmationsbekenntnis durch.

Gymnasial- und erste Hochschuljahre gehörten zu den schwersten im Leben des angehenden Dieners am Wort, weil der Geist dieser Unterrichtsanstalten der Auffassung des Studenten schnurstracks widersprach und ihn verwirrte. Seinen Kinderglauben, den er nicht als etwas von Eltern und Lehrern Aufgezwungenes empfand, sondern als „unbedingte Hingabe an Gott nach Maßgabe seines Wortes“, wollte er sich nicht entreißen lassen, wenn er schon gegen Krankheit, Schlaffheit und Sinnlichkeit nicht immer siegte, wie er eingestehet. Vor den theologischen Examen erlebte der Kandidat das Glück dauernder innerer Gewißheit. Seine Ansicht deckt sich mit den Ausführungen eines Traktates von Pfr. Rein in Nonnenweier, betitelt: „Alle Schrift ist von Gott eingegeben.“ „In einer Zeit, da ich sonst überall weggestoßen ward,“ nahmen sich die Herren Gerber und Lerber und Pfarrer Rohr in Rohrbach seiner an, was er dankbar in seinem Lebenslauf — damals noch Student — festhält. Noch mußte er sich zur Erkenntnis durchkämpfen, daß sein körperlicher Zustand es ihm nicht erlaube, Missionar zu werden — selbst der eifrigste Hebich hatte davon abgeraten — und er sein Arbeitsfeld in der Landeskirche zu suchen habe.

Dieses fand er vorerst in Grindelwald. Was ihn bewog, nach Adelboden zu ziehen, wissen wir nicht. Am 14. April 1875 verließ er das Gletschendorf mit seiner Frau Albertine, geb. Brugger, der Pfarrerstochter von Täuffelen, des Jakob Friedrichs und der Carolina Isabella Christine Lutz von Bern. Mit ihr war er 1866 in den Ehestand getreten. Seinen Vorsatz, nur eine belehrte, nicht reiche und

von Pfr. von Wattenwyl unterwiesene Tochter zu heiraten, hatte er damit ausgeführt. „Mit ihrem praktischen und energischen Wesen ist sie in 58jähriger Ehe sein getreuer Edart gewesen, der ihn bald linde, bald kräftig anfaßte, wie es ihm nottat. Sie schien so ganz zu seiner Ergänzung geschaffen zu sein, daß man sich unwillkürlich fragte, wie er wohl ohne sie durchs Leben gekommen wäre. Da sie keine eigenen Kinder hatten, verwuchsen sie um so fester miteinander. Er hatte sie auf seine Weise lieb und hielt sie auf seine Weise in Ehren, wie sie denn die einzige Frau war, die er konsequenter Weise mit „Ihr“ anredete, während er sie in seinen Briefen, gelegentlich auch auf offener Adresse, gern als „Madame Mon Trésor“ titulierte. (Riggenbach, im Kirchenfreund)

Ziemlich „mutschwach“, mitgenommen vom langen alten Talweg, erreichte die Frau mit ihrem Gemahl am 15. April die neue Wirkstätte, die ihm von einem früheren kurzen Vikariat her bekannt war. Am 18. fand die Installation durch den nächsten Amtsbruder Karl Stettler statt, und König stellte sich der Gemeinde mit dem Texte vor: „Ich glaube, darum rede ich.“ Stettler lobt König in seinem Frutigbuch (S. 434) „als aufopfernden Seelsorger und eine allseitig, besonders auch ästhetisch angelegte Natur.“ Das letzte Stück Hausrat, der schon am 14. April in Frutigen aufgestapelt worden war, erreichte das Pfundhaus erst am 17. Mai. „Hieher ist uns fast Alles (was nicht in Kästen gepreßt war) in ruiniertem Zustand angekommen, so daß unsere Sachen — bis sie repariert, abgeschabt und neu lackiert sind — aussehen, als wären wir aus dem Bergsturz hervor gerettete Leute. (Am meisten reuten ihn, den leidenschaftlichen Bücherfreund, die durchnäßten kostbaren Bände.) „O! es ist gut, daß wir in die Ewigkeit hinüber dereinst keine Effecten zu zügeln haben. Aber wenn wir nur in Gottes Weinberg und nach Seinem Wohlgefallen und zu Seiner Ehre wirken können: Laß fahren dahin!“

Das lückenhaft geführte Tagebuch aus der Adelbodnerzeit, (in freundlicher Weise zur Verfügung gestellt von Frau Direktor Dr.

Riggenbach in Prévargier), gibt uns einen Einblick in das Tun und Lassen, das Lieben und Leiden der Bewohner des Pfrundhauses. Gelegenheitsgedichte ergänzen diese gar ungleich fließende Quelle. Bald hatte der neue Pfarrherr sich eingelebt und die leitenden Männer der Gemeinde und seine Gesinnungsgenossen besucht. Er nennt z. B. Wilhelm Hari auf dem Schlegeli, Obmann Schmid im Außerschwand, Grossrat Abraham Aellig und seinen besondern Freund Lehrer Christian Hari. Mit Oberlehrer Aellig stand er in gespanntem Verhältnis. Er verwies ihm seinen am Sonntag gehaltenen Fortbildungsschulunterricht und forderte ihn auf, von seinen „circa 19“ Ämtern die Kirchen- und Ehrenämter niederzulegen. Es brauchte schon Mut, dieser kraftvollen und hoch angesehenen Persönlichkeit entgegenzutreten. Die anderthalbstündige Aussprache förderte das gegenseitige Verständnis kaum, eher vereitelte sie ein gesegnetes Zusammenwirken in den folgenden Jahren.

Im Juni 1876 schaltete der Pfarrer einen zweiwöchigen Erholungsurlaub ein. Es war „wesentlich nöthig“, denn täglich litt er unter Blutverlusten, die ihn schwächten und ihn oft entmutigten. Nirgends berichten die Blätter von bedeutendern Bergbesteigungen. Im Schloß zu Oberhofen gewährte ihm Eduard Bloesch, der Begründer der Sonntagsschule, eine Ruhestätte. Ein Jahr lang war er nie zum Tal hinaus gekommen, das er sein liebes „Engstligloch“ nennt.

Die selbstgewählte Verbannung ließ sich indessen um so leichter ertragen, als es im Pfrundhause fast beständig von Gästen wimmelte, besonders von weiblichen, die ihn zeitweilig an gesammelter Arbeit hinderten, oft aber ihn auf den Hausbesuchen begleiteten. Nicht immer galt, was er vom 12. Julius 1876 ins Tagebuch schrieb: „Ich ging des Weges — mit meinem Gott allein — hatte Vieles vor ihm und mit ihm zu überdenken.“ Frl. Marianne Gohl („Marianne mit den Ziegenaugen“), Anna Schlupp, Ida Emmert, Luise Gatschet, Adele Delosea ließen es sich u. a. 1876 bei dem unterhaltsamen Pfarrer wohl sein. Es kündigt sich u. a. auch die Schwägerin Friedericke Brugger mit dem Töchterlein ihres verstorbenen Bru-

ders Karl an, „worauf ich mich gar nicht etwa freue“, hebt der Schreiber, den Satz unterstreichend, hervor. Aber dieses Mädelchen mit dem Kosenamen Keren Hapuch, das ihn anfangs durch seinen Lärm ärgerte, wuchs ihm, dem Kinderlosen, besonders ans Herz und blieb bis zur Heirat mit Rektor Riggenbach in seiner Familie. Von Sophie B. bemerkt er: „Ich war sehr froh, als sie ging. So lieb sie mir ist und bleiben soll, paßt sie als Gast für längere Zeit nicht mehr zu uns. Sie ist in gewissem Sinn allzu selbstständig geworden und hat einen unguten Einfluß auf unsere Hausordnung gehabt, hat die Heimeligkeit und Ersprößlichkeit des Familienlebens gestört.“ Wohler fühlte man sich mit Frau Bloesch oder mit „Golette“, die den musikalisch begabten Gastfreund vierhändig auf dem Klavier begleitete. Kurz nach ihrer Abreise jammerte sie in einem Briefe: „Dafz man doch zu Zeiten wie ein Waschlumpen ist! Ich werde selber wild über mich. Ich will mich jetzt wieder in die Arbeit hineinstürzen und wie Herr Pfarrer sagt, Tag für Tag nehmen. Ich beneide ihn, dafz er dieses kann. Den lieben Herrn Pfarrer bitte ich, mir fortan meine üblen Launen nicht mehr gelten zu lassen, sondern mirs nur gleich zu sagen, damit dem Uebel noch zur Zeit abgeholfen wird.“ Am Rande fügte der Schreiber bei: „Ich hatte das jeweilen gethan, meine ich.“ Im Gästebuch trug das Fräulein seinen Dank in Versen ein:

Ich komme stets, wenn ich von Arbeit müde,
an Leib und Seele krank oft bin
und fliehe aus dem Stadtgetriebe
zu euch ins stille Bergthal hin.

Und liebreich, wie im Vaterhause
nehmt ihr das alte Kind stets auf,
nehmt's wie es kommt! die üblen Launen,
Unarten, Grillen mit in Kauf.

Für seine Klagen, seine Seufzer
da habt ihr stets ein willig Ohr.
Drum öffnet sich bei euch, ihr Lieben,
das sonst verschloßne Herzensthör.

Gelegentlich bezog auch Freund Karl Stettler, „Hösi“ (Hosea) genannt, im Pfrundhaus Nachtquartier. König vermied es dagegen, bei dem Frutigpfarrer einzukehren, da er dessen Frau nicht ausstehen konnte. Den offenbar liberalen Theologen Haller im Hintergrund beurteilten beide als „furchtbaren Zänker“. Dieser traf auf dem Schiff von Spiez nach Scherzlichen den kleinen König an: „Er fiel wie ein Wolf über mich . Ich sollte für Alles verantwortlich sein, was die Evangelische Gesellschaft, was Methodisten usw. Gutes und Ungutes machen. . . Ich kam sehr traurig in Scherzlichen an.“

Rösi, die Magd, sehnte sich nach einem lustigeren Leben und wurde durch Maria Bähler vom Eggiwil ersetzt. „Am neunten October ist's arriviert, daß ein Photographiemensch daherspaziert, der hat sich ans sonnige Werk gemacht und ein freundliches Bild zu stand gebracht.“ Es hält die Pfarrfamilie mit drei weiblichen Gästen und dem dienstbaren Geist „mit dreifach gedoppeltem Kinn“, das Ur-
bild einer währschaften Emmentalerin in ihrer Tracht, fest. Sie stellt auf der Photo den Mittelpunkt der Gruppe dar. Im Schmuck eines Vollbartes, die Glatze mit einem samtenen Käppchen gedeckt, sieht man „den, der die Predigten spricht“. Als das Beste der Aufnahme betrachtet er die sorgfältig gekleidete Albertine, „die Herrin von Allen. O! diese muß einem jeden gefallen.“ Unschwer läßt sich Marianne Gohl „mit klopfendem Dichterherzen die feurige Sängerin von Freuden und Schmerzen“ ermitteln, gewöhnlich Golette genannt. Träumerisch versponnen blickt Ida Emmert drein. Vermutlich ist mit Hanna im Gedicht zum Bilde ihre Gefährtin gemeint. Diesen beiden widmete der Gastgeber an anderer Stelle dies Distichon :

„Wie das Getrampel von hundert verwilderten zottigen Büffeln:
Also erdröhnt mit Gewalt donnernd der Anna Getrab.

Doch wie der Zephyr melodisch kaum hörbar über die Flur weht:
Also säuselt der Schritt leise, wenn Ida sich naht.“

Zur Sommerzeit nahmen den Pfarrer die Kurgäste und über das Hahnenmoos ziehende bekannte Wanderer in Anspruch. Auf dem

Schlegeli hieß er öfters Abend- oder Sonntagnachmittagsandachten. Helena von Mülinen, die unvergessene Jugendliebe, beunruhigte 1875 wohl wiederum sein Gemüt. Sie war bei Lehrer Hari abgestiegen. Gustav Methfessel, ein ehemaliger Schulgenosse, wurde von der Wirtin Marg. Hari-Rösti nach dem Pfarrhaus dirigiert. Gerne hätte ihn König zu einem gemeinsamen Gebet veranlaßt, woran ihn aber der begleitende Konzertmeister Jahn hinderte. Er bangte um das Seelenheil seines Freundes und warnte ihn vor dem Umgang mit Edmund von Fellenberg, vielleicht nicht mit dem nötigen Takt. Mit Schuppli, dem Direktor der Neuen Mädchen-schule und Alpenkenner, verkehrte er gerne und nahm sich der leidenden Fr. Emilie Siegfried von Zofingen an. „Als wie zwei Sennen hinter einer Schar von Kühen“ seien er und Lehrer Hari einer Schar von Frauen nachgelaufen, als dieser ihn heimwärts geleitete. Vetter Ludwig Hebler, Architekt, pinselte damals seine feinen Touchezeichnungen, die Natur und Bauten des noch völlig bäuerlichen Tales festhielten. Ein Kurländer Theologe Kunzler, der im „Adler“ Quartier bezogen hatte, lehrte ihn über die Zustände im Baltikum und über die russische Literatur, besuchte mit ihm „das Rudely Bärtschi“ im Stiegelschwand, und selbster rasteten die beiden Gottesgelehrten bei den Schermannen aus, lasen und rezitierten einander vor. — Dem homöopathischen Baron von Heyer begegnete König mit hartnäckigem Misstrauen, das ihm endlich das Gewissen schier beschweren wollte. „Er ward immer höflicher und heimelig-herzlicher, und ich blieb zugeknöpft, zugeknöpfter, am zugeknöpftesten.“ Es wollte sich deswegen etwas wie ein Schatten auf das Freundschaftsverhältnis mit Lehrer Hari legen, der das monatliche Gebetskränzchen im Pfarrhaus versäumte, weil er seinen Gast nicht mitbringen durfte, da unser Seelsorger nichts von „Irwingianer-Phrasen“ zu hören begehrte und befürchtete, die Gewissen könnten verwirrt werden. „Der gute Hari ist eben geblendet von dem Baronentitel, der vielleicht nicht einmal ein rechtmäßiger ist.“

Auf einen Tag hatte König den Schlegeligast Frl. Gretener aus dem Aargau zum Mittagesessen eingeladen. Während des Tischgesprächs erkannten sie sich als alte Bekannte. Vor 24 Jahren befand sich dieses Fräulein auf der Reise nach Russland, um eine Gouvernantenstelle anzunehmen. Im gleichen Postwagen fuhren Vater und Sohn König, der Sohn damals achtzehnjährig. Unweit von Säckingen erlaubte sich ein Wirt Grobheiten gegenüber der jungen Dame. Die beiden Herren nahmen sie in Schutz, aber niemand von den Beteiligten konnte ahnen, daß man sich das nächste Mal in Adelboden sehen werde.

Im August 1876 starb Königs Vater. Die Besuche nach der Bestattung bei den vielen meist patrizischen Verwandten ermüdeten. Eine Visite bei Frl. Helene von Mülinen brachte alte Wunden zum Bluten. Abgemattet an Leib und Seele, arbeitsunfähig, natürlich auch verstimmt über die „von Fischer-Bondeli'sche Verachtung des geringern Volkes“ kehrten die Pfarrersleute zurück.

Im nächsten Jahr hoffte man ein chronisches Halsleiden operativ zu beheben. Dr. Dutoit machte 20 lange Visiten und führte drei Schnitte aus. Frl. Gohl rückte diese Leidenswochen in Bern ins poetische Licht heiterer Verse und schrieb: „Eine Geschichte, die thut handeln von zwei geschwollenen, geschnitt'nen Mandeln, von Allem auch, was drum und dran hing und wie es bei uns zu und her ging“.

Mehr Vergnügen als manch frivole Bemerkung bereitete dem Bruder der Sechszeiler, den Dr. Bäri auf ein Turnfest hin vor seinen Fenstern ausgehängt hatte und ungeachtet aller Proteste nicht wegnahm:

„Die Wasser haben weite Strecken verheert,
das Feuer Städte und Dörfer verzehrt,
was Wasser und Feuer bis jetzt nicht fand,
verjubelt die Festsucht durchs ganze Land.
Derweil man im Ausland um Gaben fleht,
man ein Fest ums andre hier fröhlich begeht.“

Ohne von seiner Überzeugung ein Tota abzuweichen, suchte Sig-mund Gustav unablässig die Bruderhand hinzustrecken, und die Pfarrfrau hat sich wohl auch bemüht, Zwiste und Mißverständ-nisse mit Patengeschenken und Einladungen zu beseitigen.

Beinahe mit Schmunzeln registrierte er die auf offener Karte an Oberst Künzle gesandte Gevatterbitte Dr. Bäris:

„Die lezt Wuche het der „Bäri“ viel erlebt,
Am Zystig ist er mit sym Vater z'Gräbt,
Am Donnstig lang vor Tagesgraue
Het sy „Büssel“ bedenklich afa maue.
Was het dä Büssel so z'maue gmacht?
Er het dem „Bäri“ e Maudi bracht.
Und wär jetze Ryken nit so wyt vo Bärn,
I brächti my Bitt persönlich gern.
Denn wills us dem Bubli öppis Rächts soll gä,
So möcht i der Herr Oberst zum Götti näh.“

Es wäre aber irrig, wenn man Dr. Wilhelm König nur nach diesen wilden Auswüchsen seiner Schreiberei beurteilen wollte. Für das Rechte, wie er es verstand, soll er je und je tapfer gekämpft haben, und gedruckte Arbeiten aus späterer Zeit beweisen einen warmen Sinn für die Leute auf der Schattenseite des Lebens.

Pfarrer Königs Tagebuch gewährt uns etwelche Einblicke in seine Amtstätigkeit. Sie ergeben zwar kein abgerundetes Bild, überzeugen aber jeden Leser von seiner seelsorgerlichen Pflichttreue. Sonntag um Sonntag füllt sich die Kirche, nur einmal klagt er, es seien wüsten Wetters halber nur 112 Hörer gewesen, dafür in der von seiner Frau gehaltenen Sonntagsschule 64 Mädchen. Einigen Aufzeichnungen zufolge liebte er lange Texte und hielt viel auf einen guten Gesang. Oft vermochte er nur mit größter Mühe zu sprechen und war froh, wenn die Magd oder der Besuch die Stimmen in der Kinderlehre einüben halfen. Besonders lieb war ihm die Unterweisung.

„Der Konfirmandenunterricht stellte mich wieder her,” gesteht er nach einem aufregenden Zwiegespräch mit einem Behördenmitglied. Man sollte meinen, dieser äußerlich beständig unruhige Mann hätte Mühe gehabt, Ordnung zu halten. Indessen ist mir von befugter Seite versichert worden, er hätte noch als Greis die Kinder zu fesseln gewußt, und niemand habe sich unterstanden, seine unergründliche Güte und rührende Hilflosigkeit in praktischen Dingen zu missbrauchen. Er besaß nicht bloß eine umfangreiche Bücherei, sondern er las die Werke auch und bewahrte ihren Inhalt in einem zuverlässigen Gedächtnis. Wie seine Predigten zu werten waren, geht aus dem Tagebuch nicht hervor, aber ich vermute, die Erbauungsstunden und die private Seelsorge seien seine Stärke gewesen. Der Austritt aus der Prediger-Gesellschaft kennzeichnet seine strenge Bibelgläubigkeit. Darüber konnte niemand mit ihm rechnen. Sein Biograph Riggenbach erzählt: „Wir sprachen einmal selb dritt von der Tempelreinigungsgeschichte, und wie es auf Grund der beiden Berichte bei Matthäus und Johannes schwierig sei, sie zeitlich in das Leben Jesu einzufügen. Er hörte eine Weile zu und erklärte dann in peremptorischem Tone: „Ich glaube es bei Matthäus, wie es bei Matthäus steht und bei Johannes, wie es bei Johannes steht.“

Ein im Tagebuch festgehaltener Hausbesuch tut dar, wie verbunden er sich mit Hilfsbedürftigen fühlte:

1876. Montag, 3. Julius.

Sodann besuche ich . . . zwei Geschwister S. Dieselben sagen mir, sie seien nicht die „Gschydsten“, beklagen sich darüber, daß sie einen Vogt haben müssen. Es sind Leute, denen man lange „ablösen“ muß. Ich bleibe denn auch den halben Vormittag dort. Er ist ein grundgutmütiger, williger Kerl — mit hellen Augen — sie eine scheue, angstvolle Wildkatze. Auch hier finde ich eines der nicht seltenen Beispiele von Adelboden-Klugheit. Als ich die große Bibel, in der das ganze neue Testament und vieles aus dem alten fehlt, in die Hände nahm, um ihnen daraus vorzulesen, vernehme ich folgende Geschichte:

Die Bibel ist in zersetztem und sehr defektem Zustand wohlfeils- halber gekauft und dann dem Buchbinder Zryd in Frutigen zum Binden übermacht worden. Die Einbandkosten betragen ein „Täli“ (sprich sehr kurz Tälli). Der Einband, noch neu, ist so, wie Zryd es eben kann. Als ich den guten Leuten bemerkte, wie wohlfeil die Bibeln in unserm Jahrhundert (auch bei mir) zu haben seien, waren sie sehr erstaunt, meinten, der Buchbinder müsse das Geld wieder geben und sie können dann eine neue Bibel kaufen.

Der Bruder war die ganze Zeit während meines Besuches über- angestrengt fleißig, brachte es aber nicht weiter als zum Annähen zweier Knöpfe an eine Jacke. Möge diesen Armen das Himmelreich werden. —

„Ein andermal spricht Kobi Jungen vom Schlegeli, den ich so besonders „diligiere“, zum Besuch vor. Er bleibt bis nach gehaltener Abendandacht. Seine Besuche thun mir und ihm gut. Er ist nicht so fabelhaft rosigbläckend wie Lehrer Hari, aber durchaus nicht Pessimist, ein sehr nüchterner Geist.“

Am 2. September 1876 gibt sich der Pfarrer Rechenschaft, warum er so von ganzem Herzen glücklich ist, „als man's auf Erden sein kann. Ich . . . habe nämlich so Freude erstens darüber, daß ich gestern wieder Confirmandenunterricht ertheilen durfte und zweitens darüber, daß ich morgen das h. Abendmahl wieder genießen und austheilen darf . . . Noch besuchte ich den Kobi Jungen; er hatte Freude an meiner Abendmahlsfreude.“

Alle Amtsgeschäfte mußten unter Schmerzen erledigt werden. Der Schweregeprüfte seufzt: „Dr. Luginbühl und Dutoit machen mich zu einer wandelnden Apotheke, ich wünsche sie beide ins Pfefferland . . . Ja, ich bin krank. — Ich kann nur thun, was der Bien' muß.“

Welch kindliche Demut spricht aus folgender Stelle: „Wir haben einen freundlichen Abend — bleiben länger auf als gewöhnlich, sagen einander unsere Fehler und besprechen sie. Eigentlich muß nur ich herhalten, aber ich nehme es gut auf.“

. . . Das monatliche Gebetskränzchen im Pfarrhaus pflegte neben der Aussprache über Gemeindeaufgaben die Fürbitte für die Kirchgenossen.

Ofters gab es ihm „die Stillen im Land“ besonders schwer zu schaffen: „Es finden sich bei unsren Frommen so viele verschrobene hyper- und außer- und sogar anti-biblische Schlagwörter und Steckenpferdtheorien, daß ich — wo nicht gesund gearbeitet wird — das Versammlungswesen durchaus nicht etwas im wahren Christenstand Förderndes nennen möchte.“ Eine Auseinandersetzung mit A. E., „der so gerne unbändig lange Reden hält“, veranlaßte folgenden Eintrag: „Es ist in unsren protestantischen frommen Kreisen so gut Legendiarisches und Menschenatzung vorhanden, als bei den Juden und bei den Katholiken griechischer und römischer Confession und leider so gut Scheu vor dem nackten Wort Gottes, als bei den sogenannten Vermittlern und bei den Reformern. Wie bin ich dem Herrn so innig dankbar, daß er mich aus meinem früheren Menschen-Pietismus erlöst hat — mit dem man freilich die Weiblein und Männlein entzückt, aber eben nicht Männer erzieht und nicht Heldeninn wirkt und nicht ächte Demut pflegt, wohl aber leichthin Müden seigt und Kamele verschlucht . . . Ich erfahre Tag für Tag, wie es besonders schwierig ist, gerade die Frommen zu weiden. Aber ich trachte stets der Letzte zu sein im Rang und der Erste im Dienen und Lieben.“

Sowohl eine Versammlung der Freien Gemeinde in Bern mit Referaten von Bovet, Lindenmeyer und Wernli, wie die Zusammenkünfte in der Methodistenkapelle im Außerschwand fanden in König einen kritischen Hörer. Am 15. Oktober 1878 redete im Außerschwand „der alte Gseparirten-Hari“, womit vermutlich das Haupt der Heimberger Brüder gemeint ist, und ein Evangelist Kientsch, der wörtlich sagte: „Die Adelbodner sollen Gott danken, daß er als Unterhirte des Heilands komme, das Evangelium herzubringen.“ Vor Schluß der Versammlung machte sich der Pfarrer „zum Loch hinaus“ und „redete mit Gott“. Er gibt sich Rechenschaft, wieso er gegangen sei, und überlegt bei sich: „Ich gehe hin:

1. jedes Mal in der Hoffnung, dies Mal etwas Gesundes — doch etwas Gesundes zu hören
2. weil ich nicht anders kann, als zur verachteten Sache des Stundewesens stehen und
3. weil mir aus dem, was ich anzuhören bekomme, doch gute Gedanken erwachsen, die sich dann fortspinnen und deren ich froh werde."

Die prüfende Einstellung war durchaus nicht übelwollend, sonst hätte Versammlungshalter Gantenbein nicht im Pfarrhaus Quartier nehmen (Okt. 1879) und die Saaner, die den Brüderdorf besuchten, ebendort logieren können. —

Pfarrer König hat jedenfalls sein Pfund in Adelboden treu verwaltet. Wir wissen nichts um die Frucht seiner Saat, sind indessen gleicher Meinung wie sein Biograph, Rektor Rigggenbach, der am Schluß des Lebensbildes sagt:

„Zeit und Ewigkeit werden es offenbaren, wie Gottes Kraft in seiner Schwachheit mächtig war.“

Die Evangelische Gemeinschaft in Adelboden

Die Evangelische Gemeinschaft ist eine Freikirche, die auf dem Boden der Heiligen Schrift steht, und im Auftrag Gottes von Jakob Albrecht, einem einfachen Ziegelbrenner in Amerika, ins Leben gerufen wurde.

Ende der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts kamen die ersten Prediger der Evangelischen Gemeinschaft in unsere Talschaft. Damals war das religiöse Leben hier in einem bedenklichen Tiefstand. Um so mehr begrüßten es viele ernst gesinnte Leute, als die ersten geistesmächtigen Boten des Evangeliums in unserm Tal Versammlungen hielten. Viele wurden damals vom